

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Kéthévane
Davrichewy *Am*
Schwarzen Meer

Roman

Aus dem Französischen von
Claudia Kalscheuer

S. Fischer



Die Originalausgabe erschien
2010 unter dem Titel ›La mer noire‹
bei Sabine Wespieser Editeur Paris
© 2010 Sabine Wespieser Editeur Paris
Für die deutsche Ausgabe:
© 2011 S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-014510-9

Der Tag bricht an. Sie spürt es unter ihren geschlossenen Lidern. Der Lärm der Straße erreicht sie von weit her. Etwas näher bellt ein Hund. Ein Vogel zwitschert. Ein Kind weint, oder lacht. Alles ist verschwommen. Blumenduft, die Ausdünstungen des Gartens. Man müsste den Hund rauslassen. Sie versucht, die Laken zurückzuschieben, sich aufzurichten, doch ihr Körper bleibt reglos. Ein undeutlicher Schatten flackert. Sie öffnet die Augen. Wach jetzt. Sie bewegt sich nicht. Noch nicht. Weder Garten. Noch Hund. Sie blickt sich im Zimmer um. Die vergilbten Wände, der alte Sessel am Fußende des Betts, die paar vom Vortag liegen gebliebenen Kleider. Die Kommode, beladen mit Büchern und angesammeltem Krimskrams. Sie erträgt ihn nicht mehr. Man müsste ihn wegschaffen, nur die Bücher behalten. Über der Kommode alte Plakate. Eine Matisse-Ausstellung, ein zum Meer hin geöffnetes Fenster, dann Paris-Tbilissi, ein Kunstdruck

aus den dreißiger Jahren, die Schätze des Kaukasus. Sie müssen einmal etwas bedeutet haben, bevor sie zu diesen zerknitterten Bögen wurden, auf die ihr Blick jeden Morgen fällt, wenn sie die Augen aufschlägt. Der Nachttisch, der Wecker. Er zeigt sechs Uhr fünf und zwanzig. Das sperrige, allgegenwärtige Gerät neben dem Bett, ungewohnt still. Die Vorhänge, schwer und dunkel, damit kein Licht hindurchfällt. Aber das Licht dringt trotzdem herein, verstohlen, durch die Lücken oder durch den seidigen Stoff hindurch, und verbreitet einen beinahe roten Schein. Ihr Zimmer. Der Stoff der Vorhänge wogt einen Augenblick, oder zumindest scheint es ihr so. Das Vogelgezwitscher kommt näher. Dann der Schrei einer Möwe, beinahe menschlich. Seit einiger Zeit gibt es in Paris Möwen. Seltsame Invasion. Der Hund verstummt. Sie möchte aufstehen, die Hand ausstrecken, um die Vorhänge aufzuziehen. Wie ist das Wetter? Heute kommt Tamas. Endlich. Anfangen, daran zu denken. Um der Freude und des Schmerzes willen, daran zu denken. Heute Abend wird er da sein. Sie bewegt die Zehen leicht, zieht das Laken bis zum Kinn hoch, lässt den Kopf auf das Kissen zurückfallen. Sie schließt die Augen wieder, spürt, wie Pascha ihr auf die Brust springt. Der Kater legt sich dicht an ihr Ohr und beginnt zu schnurren. Alles wird wieder unscharf. Die Stille des Raums, wenn das Gerät nicht läuft. Sie nickt ein. In

ihrem Schlummer erscheint ihr das Weizenfeld hinter dem Haus. Tamas ruft sie. Sie zuckt zusammen, antwortet aber nicht. Sie schläft.

Die Jahreszeiten in Tbilissi waren echte Jahreszeiten. Am Ende des Frühlings wurde die Stadt bunt, staubig, laut.

Wir lassen die Türen offen, die Hitze dringt zu uns herein. Meine Cousins und Cousinen wohnen im Haus nebenan, die Straße wird zu unserer Straße. Gedächtnissplitter.

Man lässt uns mehr Freiheit. Ich laufe zum Obsthändler, er schenkt mir Kirschen, wir verstecken uns, um sie zu essen, wir ziehen uns aus, um keine Flecken auf unsere Kleider zu machen und damit Bebia, unsere Großmutter, zu verärgern. Wenn wir alles aufgegessen haben, schicken wir den Kleinsten, Gugu, los, um noch mehr zu holen. Der Händler hat ihn gern, er gibt ihm eine ganze Tüte voll. Die Früchte unten in der Tüte sind zerdrückt, sie schmecken modrig wie unser Versteck unter der Treppe, neben der alten Mauer. Wir sind sechs, meine Cousins, meine Cousinen, meine Schwester und ich, wir drücken uns an die Mauer, die

hinter unserem Rücken verwittert. Unsere Haut ist voll winziger, kribbelnder Steinbröckchen. Bevor wir uns auf den Rückweg machen, klopfen wir uns gegenseitig ab, dann gehen wir an der frischen Luft durch die Gassen bis zum Rustaweli-Boulevard. Bis wir staubbedeckt nach Hause kommen, ist der modrige Geruch verfliegen.

Im Erdgeschoss unseres Hauses wohnt eine Frau. Am Nachmittag bekommt sie Besuch von einem Mann. Sie öffnet die Tür und geht ihm entgegen. Sie umarmen sich vor unserem Versteck. Von da, wo wir sind, haben wir Sicht auf ihre Beine, die Strümpfe der Frau, die Hose des Mannes. Wir versuchen auf Iraklis Schultern zu klettern, um zu sehen, wie sie sich küssen, aber mein Cousin hat Rückenschmerzen, er stößt uns weg. Wir hören die Küsse der Frau und des Mannes nur. Ihre Beine schlingen sich umeinander. Ich wende den Blick ab.

Aus dem Wohnzimmerfenster würden wir besser sehen, sagt meine Cousine Daredschan.

Es ist ekelhaft, sagt Eka.

Nein, sagt Irakli, sie glauben, sie sind allein.

Hör auf, große Töne zu spucken, sagt meine Schwester Thea, du weißt, dass das nicht recht ist.

Warum ist das nicht recht?, fragt Gugu.

Sei still, antwortet Irakli ihm schroff.

Ich flüstere, protestiert sein kleiner Bruder, ihr flüstert doch auch.

Wir sprechen unter uns Georgisch. Das ist die Sprache der Familie. Die der Ferien. In der Schule müssen wir Russisch sprechen. Das ist Vorschrift. Georgisch ist eine Sprache für Hunde, sagt unser Lehrer. Jeder Versuch, sich über das Verbot hinwegzusetzen, wird streng bestraft.

Die Körper der Frau und des Mannes trennen sich.

Kinder? Seid ihr da?, fragt die Frau.

Ihre Stimme ist speziell. Unsere Mutter Deda, unser Vater, mein Onkel und meine Tante, Babu und Bebia, unsere Großeltern, sagen, es sei schlimm, eine so schöne Frau mit einer solchen Stimme. Ich finde, es ist ein Glück, eine spezielle Stimme zu haben, ein Glück, so schön zu sein wie unsere Nachbarin. Sie ist nicht wirklich schön, sagt meine Mutter, sie ist aufreizend. Papa küsst ihr lachend die Hand. Die Frau lässt nicht locker, ruft uns noch einmal, sie ahnt, dass wir da sind, irgendwo versteckt. Wir sind still, wir ersticken fast daran, den Mund geschlossen zu halten. Ich lege einen Finger auf Theas halbgeöffnete Lippen, sie stößt mich heftig zurück. Die Frau lacht los und rückt dicht an ihren Geliebten heran. Während sie ihn küsst, hebt sie einen Fuß hoch und scheint damit in unsere Richtung zu winken. Die Hände des Mannes klammern sich auf unserer Höhe an ihr Kleid.

Er fasst ihren Hintern an, sagt Daredschan.

Ich will nach Hause, jammert meine Schwester.

Ich versetze ihr einen Stoß mit dem Ellenbogen. Sie hält einen Klagelaut zurück. Die Frau und der Mann gehen engumschlungen die Treppe hoch.

Schaut nicht unter ihren Rock, Jungs, sagt Daredschan.

Wir rühren uns nicht. Ein paar Minuten später geht unsere Großmutter an uns vorbei, sie trägt eine sehr schwere Tasche.

Man muss ihr helfen.

Nein, sie schafft es ohne uns.

Angemessen schuldbewusst sehen wir zu, wie sie die Stufen erklimmt. Schließlich verschwindet sie, und wir können sie vergessen. Nachbarn kommen und gehen, es gefällt uns, ihr Hin und Her zu verfolgen, wir kennen ihre Gewohnheiten. Die Frauen unterhalten sich, tragen die Kinder. Die Männer treffen sich auf den Terrassen der Cafés. Die Familien machen sich auf den Weg in die Kirche, Synagoge oder Moschee, die am Ufer der Kura nah beieinanderstehen. Unsere Väter gehen frühmorgens aus dem Haus. Sie bereiten die Revolution vor, sagt Thea in schwärmerischem Ton. Schon seit Jahren bereiten sie die Revolution vor, wir wissen nichts anderes über ihre Arbeit und nur wenig über die Revolution. Das Wort macht mir Angst. Mein Vater spricht es manchmal aus, wenn wir nachts beide nicht schlafen können und uns in der Küche begegnen.

Am Ende suchen unsere Mütter uns. Unsere sechs

Vornamen im Wind bilden einen nur für uns bestimmten Refrain. Manchmal sind wir in unserem Versteck gefangen und können nicht antworten. Wegen Babu, unserem Großvater, und seinen Freunden. Sie setzen sich direkt vor uns auf die Straße, um Nardi zu spielen. Wenn Babu gewinnt, dauert es Stunden. Sie lassen die Würfel über das Holzbrett rollen. Wir frieren oder schwitzen, die Beine schlafen uns ein. Es ist nicht mehr lustig.

Ich habe eine Idee, sagt Irakli.

Er schlüpft aus unserem Versteck heraus. Babu ist entzückt, ihn auftauchen zu sehen, und stellt ihm keine Fragen. Während Irakli ihn so ablenkt, ziehen wir uns wieder an und schleichen einer nach dem anderen heraus. Wir untersuchen einander sorgfältig, um alle verdächtigen Spuren zu entfernen, auch wenn wir die Nähe der anderen nur noch mit Mühe ertragen. Wir streifen durch das Viertel, um den Geruch loszuwerden. Jetzt, wo wir es könnten, reden wir nicht mehr, wir meiden einander fast. Ich passe auf meinen kleinen Cousin Gugu auf, der Schwierigkeiten hat mitzuhalten.